

Porträt eines Zerrissenen

Friedrich Schlegels Philosophie der Liebe

Sein Leben war von Widersprüchen zerrissen, aber vielleicht gerade dadurch ein getreues Abbild seiner Zeit. Es fiel in die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, den Übergang von Revolution zu Restauration, von Aufklärung zu Romantik; und Friedrich Schlegel war ganz sicher mehr als nur einer ihrer Steigbügelhalter: Er galoppierte selbst tollkühn voraus, machte die Sexualität philosophisch hoffähig, wurde bald aber von der Realität eingeholt und endete als Herrenreiter im Seniorensitz.

Berühmt geworden war Schlegel in seiner Jugend durch gleich mehrere Skandale. Er hatte eine Wohngemeinschaft in Jena gegründet, in der er mit seiner späteren Ehefrau, der geschiedenen, acht Jahre älteren Dorothea Veit zusammenlebte. Mit dabei waren auch sein Bruder August Wilhelm und dessen Ehefrau; Ludwig Tieck, Friedrich Wilhelm Schelling und Novalis gingen aus und ein, auch mit Johann Gottlieb Fichte war man freundschaftlich verbunden. Man las und philosophierte gemeinsam über das Gelesene; „Symphilosophieren“ nannte man das (von altgriechisch *sym/syn* für „zusammen“, „zugleich“). Und alle fielen bei der Verlesung von Schillers neuem Gedicht *Würde der Frauen* vor Lachen beinahe von den Stühlen: „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben / Himmlische Rosen ins irdische Leben!“ – und dann wahrscheinlich noch ein zweites Mal, als August Wilhelm Schlegel seine Satire darauf veröffentlichte: „Ehret die Frauen, sie stricken die Strümpfe, / Wollig warm zu durchwaten die Sämpfe!“ Die Romantik wurde dort erfunden, in einem Jenaer Hinterzimmer (siehe Erläuterung). Es war ein Aufstand der rebellischen Jugend gegen die verhasste Welt der Alten: gegen die Aufklärung vor allem, ihre dürre Rationalität und ihren ökonomischen Pragmatismus; gegen die Philister, diese blassen Kunstfeinde und Alltagsmenschen, aber auch gegen die Erstarrung der Philosophie in Schulen, Systemen und abstrakten Kunstbegriffen.

Das sind natürlich klischeehafte Feindbilder, übertrieben und ungerecht, aber dafür ist man jung und will die Welt ändern, und zwar sofort! Man propagiert die Frechheit und den Mutwillen, die freie Liebe und das freie Denken, die Polemik und die Unverständlichkeit. Das Programm tauft man „progressive Universalpoesie“, das ist schon selbst reichlich unverständlich und gleichzeitig nicht wenig großenwahnsinnig. Aber man liefert die Programmschrift gleich dazu: eine Zeitschrift namens *Athenäum* (1798–1800). Sie heißt so, weil sie mitten im thüringischen Jena an der Saale ein neues *atheneion*, einen Tempel für die Göttin der Weis-

heit wie des Kampfes, begründet. Und weil es tödlich für den Geist ist, ein „System zu haben“, kommt das Programm betont unsystematisch in Fragmenten daher geschlendert (über dreihundert sind es insgesamt). Die *Athenäums-Fragmente* sind ein Gemeinschaftswerk der Jenaer Symphilosophierenden, ihre Kampfansage an die Zeitgenossen (außer Johann Wolfgang Goethe natürlich; bei Goethe endet alle Kritik, er ist der Meister) ebenso wie an die Vergangenheit und die Zukunft.

Es ist allerdings, so heißt es im *Athenäums-Fragment* über die philosophischen Systeme weiter, für den Geist genauso tödlich, kein System zu haben – weshalb sich der wahre romantische Geist wohl dafür entscheiden müsse, „beides zu verbinden“. Das ist progressive Universalpoesie vom Feinsten, als wahrhaft allumfassende Vereinigungsbewegung verstanden: „Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will, und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren, und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingungen des Humors begeistern. Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehrere Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosen Gesang.“

Die poetische Praxis zum Programm blieb allerdings eher mager. Friedrich Schlegel selbst brachte es gerade zu zwei literarischen Werken: dem Skandalroman *Lucinde* (1799)

und einem Theaterstück namens *Alarikos* (1802), das in Weimar spektakulär durchfiel und, natürlich, ebenfalls einen Skandal aus-

löste (Goethe aber war auf seiner Seite!). Gemeinhin wurden eher die Werke Ludwig Tiecks (der dann aber aufs Land zog und mit Übersetzungen begann) sowie die von Novalis (der, getreu seinem eigenen romantischen Programm, früh starb) als gelungene dichterische Umsetzung der progressiven Universalpoesie betrachtet. Friedrich Schlegel jedoch rührte das wenig. Bevor er das *Athenäum* nach nur drei Jahrgängen wieder einstellte, weil es nicht nur allzu wenige verstanden, sondern noch wenigere kauften, schrieb er schnell



Romantik

Im weiteren Sinn gesamteuropäische kulturgeschichtliche Epoche zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in der im Gegensatz zu der ihr historisch vorausgehenden Aufklärung die irrationalen Aspekte des Menschen stärker in den Vordergrund rücken („romantisch“ meint im ursprünglichen Sinne „romanhaft“). Im engeren Sinne eine literaturgeschichtliche Epoche, die mit einer programmatischen Frühphase in Jena begann (die Brüder Karl Wilhelm Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Johann Gottlieb Fichte, Novalis) und deren Vertreter eine neue Literaturtheorie und -praxis entwickelten; spätere Vertreter sind Joseph von Eichendorff, Clemens Brentano und E. T. A. Hoffmann.

noch einen Essay *Über die Unverständlichkeit* (1800) hinterher. In ihm behauptet er vollmundig, dass jeder im neunzehnten Jahrhundert die *Fragmente* „mit vielem Behagen und Vergnügen in den Verdauungsstunden“ werde genießen können, nicht einmal „zu den härtesten unverdaulichsten“ werde man einen Nussknacker brauchen. Und sei nicht überhaupt die Unverständlichkeit eigentlich etwas Gutes? „Mich dünkt das Heil der Familien und der Nationen beruhet auf ihr; wenn mich nicht alles trügt, Staaten und Systeme, die künstlichsten Werke der Menschen, oft so künstlich, daß man die Weisheit des Schöpfers nicht genug darin bewundern kann ... Ja das Köstlichste was der Mensch hat, die innere Zufriedenheit selbst hängt, wie jeder leicht wissen kann, irgendwo zuletzt an einem solchen Punkte, der im Dunkeln gelassen werden muß, dafür aber auch das Ganze trägt und hält, und diese Kraft in demselben Augenblicke verlieren würde, wo man ihn in Verstand auflösen wollte. Wahrlich, es würde euch bange werden, wenn die ganze Welt, wie ihr es fordert, einmal im Ernst durchaus verständlich würde.“

Es ist, auch das gehört zur Zerrissenheit, ein Pfarrerssohn, der diese Sätze schreibt, in denen sich die offenbarste Frechheit mit der ganz unironischen Überzeugung von der „Weisheit des Schöpfers“ auf schwer bestimmbare Weise paart. 1772 als zehntes Kind eines hannoverschen Pfarrers geboren, gilt Friedrich Schlegel als ein schwer erziehbares Kind mit labiler Gesundheit. Wahrscheinlich aber ist er einfach nur hochbegabt. Man will ihn in eine Kaufmannslehre stecken, er setzt jedoch durch, dass er zu seinem älteren Bruder August Wilhelm an die Universität Göttingen darf; beide werden in den nächsten Jahren als eines der bekanntesten Brüderpaare der deutschen Literaturgeschichte die akademische und die literarische Szene aufmischen. August Wilhelm ist der etwas seriösere der beiden. Er fasst früh Fuß in der akademischen

Welt, wird als Shakespeare-Übersetzer berühmt, zieht mit Madame de Staël durch Europa, agiert auf der politischen Bühne gegen Napoleon, überlebt Friedrich um fast zwanzig Jahre und stirbt als hoch geachtetes Mitglied mehrerer Akademien. Das alles ist jedoch keinesfalls absehbar, als man gemeinsam in Göttingen studiert und die antiken Autoren verschlingt. Der Bildungshunger der Brüder scheint unstillbar, und Friedrich Schlegel veröffentlicht bald, kaum zwanzig Jahre alt, seine ersten Aufsätze; auch ein *Versuch über den Republikanismus* (1796) ist dabei, eine scharfsinnige Auseinandersetzung mit Immanuel Kants Entwurf *Zum ewigen Frieden* und eine veritable Begründungsschrift der Demokratie. Dann stürzt er sich mit all seiner jugendlichen Energie auf die Philosophie. In Berlin lebt er in Wohngemeinschaft mit dem jungen Friedrich Schleiermacher, man liest gemeinsam Platon, aber auch den soeben zum philosophischen Leitstern aufsteigenden Fichte. Im literarischen Salon von Henriette Herz lernt Friedrich Dorothea Veit kennen; es soll Liebe auf den ersten Blick gewesen sein, beiderseits. Damit beginnt der romanhafte Teil seines Lebens; schließlich hatte er selbst in einem seiner zahllosen Fragmente für das *Athenäum* geschrieben: „Auch enthält jeder Mensch, der gebildet ist, und sich bildet, in seinem Innern einen Roman. Daß er ihn aber äußre und schreibe, ist nicht nötig.“

Friedrich Schlegel aber hält sich, mal wieder, nicht an seine eigene Maxime. Er schreibt den Roman seines Lebens tatsächlich auf, Dorothea Veit ist die zweite Hauptperson darin, und das ist das Problem. *Lucinde* heißt er, im Untertitel: *Bekenntnisse eines Ungeschickten*, und das ist wiederum nicht nur ironisch, sondern in gewissem Sinne wahr. Auf den ersten Blick ist die *Lucinde* kaum als Roman zu erkennen, sie ist eine wilde – Friedrich würde aber sagen: universalpoetische! – Mischung aus Gesprächen, Briefen, Erzählungen, Reflexionen, Bekenntnissen. Eine „Allegorie der Frechheit“ ist dabei und eine „Idylle auf den Müßiggang“. Den Hauptteil bildet ein kleiner Bildungsroman nach dem Muster des verehrten goetheschen *Wilhelm Meister*, nämlich die „Lehrjahre der Männlichkeit“ der Hauptfigur. Das meiste Aufsehen beim Publikum aber erregt die „Dithyrambische Fantasie über die schönste Situation“ (siehe Erläuterung): „Eine unter allen ist die witzigste und die schönste: wenn wir die Rollen vertau-

schen und mit kindischer Lust wetteifern, wer den andern täuschender nachhaffen kann, ob dir die schonende Heftigkeit des Mannes besser gelingt, oder mir die anziehende Hingebung des Weibes. Aber weißt du wohl, daß dieses süße Spiel für mich noch ganz andre Reize hat als seine eignen? Es ist auch nicht bloß die Wollust der Ermattung oder das Vorgefühl der Rache. Ich sehe hier eine wunderbare sinnreich bedeutende Allegorie auf die Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen ganzen Menschheit. Es liegt viel

darin, und was darin liegt, steht gewiss nicht so schnell auf wie ich, wenn ich dir unterliege.“ So hatte noch niemand über Sex geschrieben, nicht einmal im gelegentlich durchaus frivolen 18. Jahrhundert!

Natürlich warf man Schlegel Unmoral vor; man zerriss sich den Mund auf der Straße und in Briefen, es erschienen haufenweise Rezensionen und satirische Schriften. Am obszönen trieb es der Berliner Theologe und Satiriker Daniel Jenisch. Mit seinem *Billet-doux der geschiedenen Madam Veit, jüdischer Nazion, nunmehr halbverehelichten Friedrich Schlegel* (1799) gab er noch eine Portion Antisemitismus in die ohnehin schon gefährlich brodelnde Mischung.

Genau besehen, hatte der allgemeine Aufschrei allerdings sehr unterschiedliche Gründe. Einige, auch aus dem Schlegel'schen Umfeld, beklagten die Skrupellosigkeit Friedrichs, mit der er seine eigene Skandalgeschichte, vor allem jedoch die seiner Geliebten und späteren Ehefrau zu Markte trug; das war nicht nur frech, das war ein wenig taktlos. Andere beklagten die zweideutige Redeweise und die noch zweideutigere Moral eines Textes, der nicht nur die freie Liebe und deren freie und freche Sprache pries, sondern gleichzeitig verächtlich auf ein bürgerliches Eheverständnis herabsah: „Freilich wie die Menschen so lieben, ist es etwas anders. Da liebt der Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Mann nur den Grad seiner natürlichen Qualitäten und seiner bürgerlichen Existenz, und beide in den Kindern nur ihr Machwerk und ihr Eigentum.“ Zum wahren Kern des Skandals jedoch stießen nur wenige durch. Denn Schlegel spricht ja nicht nur frei und frech über Sex, nein, er erklärt ihn zu einer wahrhaftig ästhetischen, ja letztendlich beinahe religiösen Vereinigungserfahrung: „Aber jenen höheren Kunstsinn der Wollust, durch den die männliche Kraft erst zur Schönheit gebildet wird, lehrt nur die Liebe allein den Jüngling ... Übrigens aber möchte sich die Empfindung des Fleisches nicht weiter defi-

nieren lassen. Das ist auch unnötig. Genug sie ist für Jünglinge der erste Grad der Liebeskunst und eine angeborene Gabe der Frauen, durch deren Gunst und Huld allein sie jenen mitgeteilt, und angebildet werden kann. Mit den Unglücklichen, die sie nicht kennen, muß man nicht von Liebe reden: denn von Natur ist in dem Manne zwar ein Bedürfnis aber kein Vorgefühl derselben. Der zweite Grad hat schon etwas Mystisches, und könnte leicht vernunftwidrig scheinen wie jedes Ideal. Ein Mann der das innere Verlangen seiner Geliebten nicht ganz füllen und befriedigen kann, versteht es gar nicht zu sein, was er doch ist und sein soll. Er ist eigentlich unvermögend, und kann keine gültige Ehe schließen.“ Sex ist wahre Religion, und Impotenz des Mannes oder Prüderie der Frau eine Strafe Gottes – das ist der Skandal!

Wie die ideale Frau eigentlich sein sollte, erläutert Schlegel in einem seiner besten und lesenswertesten Essays: *Über die Philosophie* (1799). Als „wissender Mann“ wendet er sich an seine Frau Dorothea und erklärt ihr die Philosophie von Grund auf. Das ist nicht wenig paternalistisch, und auch das präsentierte Frauenbild würde sicherlich keine strengere feministische Eingangskontrolle überstehen. Die Frau wird nämlich zunächst, oberflächlich im Einklang mit dem Frauenbild weiter Teile des 18. Jahrhunderts in seinen nicht ganz so aufgeklärten Bereichen, durchaus als häusliches und zudem intuitiv religiöses Wesen bestimmt: „Ich glaube allerdings, es ist die Natur selbst, welche die Frauen mit Häuslichkeit umgibt, und zur Religion führt ... Es bedarf gar nicht so vieler Umstände um zu finden, dass die weibliche Organisation ganz auf den einen schönen Zweck der Mütterlichkeit gerichtet ist.“ Neben der Mütterlichkeit und der Häuslichkeit schätzt Schlegel vor allem das weiche Herz der Frauen, ihre „zartere weibliche Sympathie“. Aber was spricht eigentlich gegen Mütterlichkeit, Häuslichkeit und Sympathie, wenn man sie nicht als einengendes Rollenmuster versteht, sondern als unersetzlichen Beitrag zum Ganzen der Menschheit? Und wenn man sie darüber hinaus – und damit kommen wir zum fortschrittlicheren Aspekt von Schlegels Konzept der Weiblichkeit – als notwendiges Komplement, als Ergänzung zu eher männlichen Eigenschaften versteht, ja, wenn man sogar fordert, dass sich beides nicht nur ergänzen, sondern überlagern, wechselweise verstärken und abmildern muss? „In der Tat sind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit, welche nach einer alten Sage in der Mitte einheimisch ist und doch nur ein harmonisches Ganzes sein kann, welches keine Absonderung leidet ... Nur sanfte Männlichkeit, nur selbständige Weiblichkeit sei die rechte, die wahre und die schöne. Ist dem so, so muss man den Charakter des Geschlechts, welches doch nur eine angeborene, natürliche Profession ist, keineswegs noch mehr übertreiben, sondern vielmehr durch starke Gegengewichte zu mildern suchen, damit die Eigenheit einen wo möglich unbeschränkten Raum finde, um sich nach Lust und Liebe in dem ganzen Bezirk der Menschheit frei zu bewegen.“ Kommt

Dithyrambus

Gattung der antiken griechischen Chorlyrik, der im Rahmen des Dionysos-Kults zu Ehren des Gottes Dionysos (Gott des Weines, der Freude und des Rausches) vorgetragen wurde. „Dithyrambisch“ meint in der neuzeitlichen Lyrik einen gehobenen, enthusiastischen Ton, der auf strenge Versmaße und Strophenformen verzichtet.